

Die Verwandlungen der Daphne : zur deutschen Lyrik unserer Zeit [Fortsetzung]

Autor(en): **Ewald, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 5

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853375>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Verwandlungen der Daphne

Zur deutschen Lyrik unserer Zeit

von August Ewald

Es gibt von Karl Vollmoeller¹⁾ Gedichte, die dem Ganzen weit mehr dienen, als seine gestanzten Strophen vom Schiffsbau und vom Flugzeug. Sie schlagen entweder den zarten Liebeston an –

Frühvögel – horch! Wenn *der* Rausch je verblich!
Du weinst? – Ich weine süß und bitterlich...

oder sie sind ein Abgesang ans Leben, oder sie sind ein Blitzstrahl in den Trubel der Zeit. Aber sein ihm eigentümlichster Klang ist das Ritterliche, im Stoff als das französische Mittelalter, in der Grundnote als der Dienst an Frau und Abenteuer und in der Form als die balladenhafte Epik der ausklingenden Sagenkreise, überschwängert von den bleichen Düften der dämmrigen Alkoven und den skeptischen Parfümen der Vorfrühjahrspärke. – Da nimmt die Gräfin das blutige Haupt des Geliebten vom Kamin und flüstert –

... Mein süßer Prinz,
Wie seid Ihr so gefaßt und kühl... ich will nicht schaudern
Bei diesem Kuß – ich küsse Euch – wir beide
Sind kühl und sehr gefaßt ... Wir wollen plaudern.
Denkt an die weiß und lila blumige Heide

Bei Charenton: am Ufer Schilf und Farne
Säuselnd im Abendwind – bei diesem Kusse
Gedenkt der stillen Inseln in der Marne,
Der zarten Farbenschauer überm Flusse,

Denkt in Vincennes: das üppige Gerank,
Wo süße Wildnis und Verirren lüstet,
Im Park – bei diesem denkt der Veilchenbank
Wo Ihr mir meine weißen Knie küßtet

Und ich mit Leib und Seele Euch verfiel!

Otto von Taube²⁾ hat in den ‚Campagnaritten‘ nicht nur den Frühling um Rom und in der ‚beängstigenden Weiche‘ des April die Atmosphäre der Emilia festgehalten – er hat damit dem Sonett in dem nicht deutschen Gewand bildnerischer Reigenführung aufgelockerten Versgrund erworben; aber notwendiger sind uns jene einzelnen, wo, wie in

¹⁾ Karl Vollmoeller *Caterina von Armagnae*, Verlag S. Fischer, Berlin.

²⁾ Otto v. Taube *Gedichte*, Inselverlag, Leipzig.

„Elisabetta“, Weisheit und Liebe hoher Renaissanceseele
Licht und Dunkel vertauscht –

Nun gute Ruh und laßt uns beide träumen,
Die wir uns beide müd und bleich gewacht,
Ein Leuchten mag an eurem Lager säumen,
Es wurde Tag, Madonna, gute Nacht!

wo, wie im „Tragsamen“, das ganze Meer tobt, wo, im „Fest der Kelter“
und dem Gesang „Nicht über allen Meeren“ Wein- und Lebensrausch
wirbeln und wo einer der unzerstörbaren Vierzeiler der deutschen
Dichtung ein Zypressenhügel im Toskanischen ist –

Und in die klaren Lüfte mischte sich
Des Abends Duft der fernen Gartenblüte,
Indeß in tiefem Leuchten feierlich
Ein jeder steile dunkle Wipfel glühte...

Will man Ernst Bertram¹⁾ in seinen Beziehungen zu George herausstellen, ist vorab festzuhalten, daß er der einzige Name von Klang ist, der im *späten* George wurzelt und die germanische Legende weiterführt. Das *Nornenbuch* ist kaum denkbar ohne den *Stern des Bundes*, weder im Pathos, noch in der Herausforderung des Gegners, noch im Bestand und der Dunkelheit seiner Symbole, noch in dem nur teildeutschen Regionalismus der Sprache. Trotzdem wird das Nordische hier usurpiert als das sittehöfende Deutsche schlechthin. An warnende Bücher und altes Königswort wird erinnert, das Amt der Norne ist: „Richte der Welt!“, Unzucht: die Vermischung mit dem Fremden. Edelster Mann und üppigste Frucht ist die immer wiederkehrende Antithese; der erstere gedeiht nur im Norden. Da ist der mythische Birkenbaum, um den die letzte, natürlich vom Norden gewonnene Schlacht entbrennt und die Warnung vor dem Wald, „der gewandelt kommt“. Die Dichtung ist Stammeln –

Meine Kinder horchen ohne Deutung,
Die Stammelnden allein sind wahr...

und höchstes Gesetz ist –

Sollst deine Mörder hüten in der Wiege
Und sterben sollst du stets an deinem Siege...

Man sieht, ein ziemlich abgebrauchter Moralkodex, über den Nietzsche heute grimmig gelächelt hätte. Trotzdem aber ist Bertram so wenig aus unserer Zeit herauszudenken wie der norddeutsche Mensch selbst.

¹⁾ Ernst Bertram *Das Nornenbuch*, Inselverlag, Leipzig.

Er sieht klar das Schicksalgefesselte der ‚Kinder des Eises‘, ihre seelische Substanz als Leid und Tod, ihr Lied als ‚blühenden Dorn‘ –

Schmähe nicht deines Lands
Seelebewahrend Gewölk

.....
Ehr' im grauen Gewölk
Mutter tiefern Taus
Heimwehseele Musik...

Es ist spätgeorgisch, daß er programmatisch die Forderung nach dem Bild erhebt, und es ist das Höchste, was er den Zweiflern zu zeigen unternimmt –

Vom Bilde kam die Schöpfung, geht ins Bild
Ins schönhintönende, ins fernhindeutend
Vielsam einfältige Bild...

In den Büchern *Der Rhein*¹⁾ und *Straßburg*²⁾ packt er die Absolutierung des Nordischen von der Kulturseite aus an. Über dem trostlosen Dunkel stehen drei Lichter. Als erstes der Stern: Symbol von Geburt, Schicksal und Lebensweg. Als zweites die Fackel: Brandherd von Leid, Leidenschaft, Brunst, Schuld und, verwandelt, zu ampelstillem Amt. Das dritte ist ein geisterwehes Rot, ein Grottschein –

Dann – ein unsäglich holdes sich Entfloren,
Ein immer süßer sich ins Licht Verlieren,
Ein herrlich sich Erleuchten in den Ohren...

Es ist das Licht und die Musik der gotischen Kathedralen. – So hüten drei des Gefolges die Flamme des Meisters. Das Lyrische der Wolfskehl, Wenghöfer, Treuge und Oeler bleibt unvergeßlich und schön, aber esoterisch. Siegfried Lang hat in der *Flihenden Stadt*³⁾ den Ton neu geweckt und manchmal symbolisch vertieft –

Geistermotte, siebenmal verscheuchte,
Angezehrt zu seligem Beginn...

Im Landschaftsblick dagegen klingen reine georgische Töne, mehr als das rollende Melos die gedämpfte weiblich-jonische Art –

Dort ziehst du hin an kornverlorener Hecke
Gehst durch die anteillose weite Flur
Feldstimmen hörst du
Und du schaust verwundert
Der Bienen Kochen auf dem Wald-gefrücht...

*

¹⁾ Inselverlag, Leipzig.

²⁾ Ibid.

³⁾ Siegfried Lang, *Die fliehende Stadt*, Verlag Orell Füßli, Zürich.

Pathos, Faltenwurf und hoher Standpunkt, adliger Sinn und ideales Ziel, Blick in die Vergangenheit und Ehrfurcht vor Größe bis zur Vergöttlichung machen aus Georges Schule einen unersetzlichen Faktor des Geistigen, der in seiner Grundhaltung so europäisch ist, weil das Feodale der Vergangenheit von jeher eine sich durchs Ganze ziehende Ader war, in der nun Vollmoeller das Jenseits-Rheinische so adelt, wie Taube das Italienische und Bertram das Germanentum. Darum ist diese Dichtung, ohne bodenständig zu sein, nicht weniger wurzelecht als die im deutschen Bürgertum gewachsene: wir meinen das Mainfränkische – Jean Paul als zwiespältiges Erbe, Dauthendey als der Deuter des Mythos im *Phallus* und, als dessen Reflektor im Menschlichen, die Dichtung ganz auf das Herz stellend. Dauthendey ist der heimliche König des Rausches, sein Gang ist nicht rhythmisch und seine Haltung nicht hieratisch-steil, sondern er lebt melodisch, beweglich und der Sprache des Liedes gemäß, das von Liebe und Arbeit geformt wird. Sein Mund ist der der jüngsten Jugend.

Gedichte als schöne Einzeldinge zu sehen, gleicht dem mit Bedauern gemischten Blick der Bewunderung auf eine zerrissene Perlenkette. Der Faden erst ist die Führung zur schönen Einheit, zum Kreis. Dadurch werden Gedichte ihres hohen Berufes erst wirklich teilhaftig. Dadurch werden sie Einheit in der Vielfalt der Erscheinung. Der kristallene Traumleib Hofmannsthals, Borchardts Eroberung des Lichts, Schröders Synthese des Seienden, Dauthendeys metaphysische Genealogie des Herzens – nur als solches höheres Geistige erfüllen Gedichte ihren letzten Zweck. Es ist die Tragik der Anthologien, daß sie deshalb dilettantisch bleiben müssen. – Friedrich Schnack aus solchen lesen zu wollen, heißt, an der Peripherie seiner schönen Diktion stehend den Kern nicht sehen, nämlich die Weltgewinnung. Im *Vogel Zeitvorbei*¹⁾ ist die Kindheit, Franken und die Fremde. Da ist die irdische Welt vertieft in geheimnisvoller Mischung von heimischem Naturgefühl und einem Allweltlichen, schicksalhaft, melancholisch und flötensüß durchspielt mit Gott, mit dem Ewigen und mit der Waldseele. Er hätte, wie Dauthendey, am Fremden sterben können, aber ihm war ein gütigeres Schicksal beschieden –

Ich habe euch wieder, o Wasser und Wolke,
Vergißmeinnicht wachse und blühe mich ein:
Bei meiner Ahnen unsterblichem Volke
Will ich ein Hüter und Landpfleger sein...

¹⁾ Friedrich Schnack *Vogel Zeitvorbei*, Verlag Jakob Hegner, Hellerau.

Wie ein sich windender Riese will er aus der Schwermut heraus. Aber sein Auge kehrt immer zurück zu Erscheinungen von Moder und Vergängnis. Wieder rettet ihn die schöne Melodie –

In deinen Tälern liegen die Dörfer im Traume,
Dunkel schlagen die Glocken zu Freude und Weh,
Und die Hirten befreundet dem Stein und dem Baume
Treiben hinab und wohnen am heiligen See...

Langsam aber gewinnt nun die ‚andere Seite‘ Boden in ihm –

Es fluten drei Brunnen im Traume:
Erinnern, Vergessen und Schlaf...

Er versucht die Rettung aus dem ihn immer wieder ins Nordische ziehenden Zwiespalt durch die Flucht ins Christliche mit Ergebenheit, Läuterung und Beschwörung. ‚Der englische Gruß ist im Abend erklungen‘, und in völlig paradiesischer Verklärung überweht ihn ‚Legendenlilienstaub‘. – Doch das Weltleid ist mächtiger, ‚die hohen fremden Wasser‘ der Skepsis, des Nihilismus, der Hybris und des Pantheismus reißen ihn mit fort. Er landet in letzterem mit einem Angstschrei zu Christus –

Mich schläfert Weltvergessen –
Du wirst barmherzig sein...

Im ‚blauen Geisterhaus‘¹⁾ (der Titel ist einer von Dauthendeys Gedichten, und ‚blau‘ ist Schnacks romantische Lieblingsfarbe) wird das ganze Schatten- und Staubreich zum Sinnbild der Zeit in so pessimistischer Gestaltung, daß nur Schuld im Dichter den Umschwung gebracht haben kann. Es ist Kubins Atmosphäre –

Tief gebückt in Wälder
Weltverwirrten Wahns...

Herzenstod und Seelenwiderstreit ist die ethische Form der Unterwelt, aber schon beginnt der Umschwung –

Die Traumstadt brennt, die Gärten schrein
Und Meere brechen golden ein...

Sein guter Engel tritt auf und ein Wächter. In mystischer Nacht vollzieht sich die Transmutation. Im Reich des Astralen taucht er hoch, jenseits der Wesen –

¹⁾ Friedrich Schnack *Das blaue Geisterhaus*, Verlag Jakob Hegner, Hellerau.

Ich winke tief hinaus
 Mit traumbeglänzter Hand,
 Aus meinem Fensterbogen, aus meinem Weltenhaus,
 Woher kein Wind, kein Wort, kein Wolkenzug noch fand -
 Ich winke tief hinaus.

Da sieht mich keiner stehn
 In der verborgenen Zeit,
 Nicht Wächter und nicht Wanderer, die braun vorübergehn,
 Von Türmen und von Straßen, von Auen bin ich weit -
 Da sieht mich keiner stehen.

Jakob Haringers Welt ist wesentlich einfacher, wenn auch nicht weniger verstrickt in härtestem Schicksalskampf. Hier ist nichts Anschauung und Reich, sondern alles Weltgefühl. Der Untergrund ein Pessimismus, der den Schnacks übertrifft, da er unerlöst bleibt. Als Leitspruch steht über dem Buch: ‚Heilige Maria, bitt für uns arme Sünder.‘¹⁾ Seine Seele ist so sensibel, daß ein Morgen ohne Post genügt, sie in maßlose Traurigkeit zu setzen, ja, diese Briefverfallenheit ist Symbol seiner von Spannungen zerbrochenen Welt. Sprachlich wie im Gefühl ungeordnet, gleicht seine Lyrik einem Haufen zusammengekehrter Scherben von gotischen Fensterscheiben, auf deren Bruch die Sonne blitzt. Seine Bilder sind Romane des Unglücks -

... deine Hände
 sahen aus, als würden sie oft in schlaflosen Nächten gerungen...

oder es sind Visionen des Verhängnisses -

Ein Toter meckt zur Tür herein...

Selten hat ein Gefesselter so an der Sprache gerüttelt wie er. Aus jedem Hauptwort macht er ein Tätigkeitswort: mohnen, novembern, zerrosen, ‚ein Falter lenzt vorbei‘. Sein grimmiger Seelenschmerz wird gesteigert durch eine trostlose Wirtschaftslage. Das muß erwähnt werden, weil von da aus sein Gefühlsschrei verdeutlicht wird -

O Mensch, du weißt nicht wie dies furchtbar ist,
 Da draußen Lenz und du voll Weinen bist,
 Da du voll Not und Sterben aufschreist und ...
 Die Mädchen wandeln süß und frühlingbunt...

Noch in der Sterbestunde will er ein neues Leben anfangen und die Worte sind ‚Mordnadeln‘, mit denen er ‚Giftsonette‘ ins ‚Schlachthaus der Erinnerung‘ schreibt. Aber auch das Volkslied klingt auf -

Droben im Burghof blühn schon die Linden...

¹⁾ Jakob Haringer *Die Dichtungen*, Verlag Kiepenheuer, Potsdam, und Paul Zsolnay, Wien.

Der ‚Jahrmarkt‘, ein Unding von 18 Stücken, ist ein Faustschlag in das Gesicht des Philisters, der das Innige darin belächelt und die Sprachfratze bestaunt –

Da stand ich traurig vor den Wirtshausbänken
Und zwei Verlorene sahn sich süße um,
Die Musik spielt: Willst du dein Herz mir schenken,
So schänd ich ewig armen Leib. Warum
Sagst du mir, daß ich anders war und silbern
Einst alle Dinge...

Sehnsucht ist die tödliche Krankheit, die das arme Menschending zermürbt –

Ach einmal blond über seidene Logen sich lehnen,
Oder in grünen Herbstkneipen goldne Prinzessin sein,
Und ein Posthorn muß über die wilde Bergstraße föhnen...
Und der Mund schöner Vorfrühling und Weihnachten sein...

Von der Verachtung der Starken fühlt sich der Zarte zerschmettert –

Die Knaben schreien uns böse Spottnamen zu,
Sie stehlen den Schwestern lilane Lockenbänder,
Und zieren verächtlich damit ihre Feldherrnschuh...

Aber immer stößt ein überraschender Anhauch der Güte durch –

Die liebe kleine Märzmadonna steht
Süß auf der Brücke meines Herzens. Kind
Du schmeckst so frisch wie Schnittlauch oder Wind...

Haringer ist seit Dauthendey die ursprünglichste Persönlichkeit, sie hat in ihrem Wuchs etwas Dämonisches an sich, etwas vom Urbegriff van Goghs. Gefühlsgewitter in der tiefhängenden Schwärze der Leidwolken überschatten seine dem Skurrilsten der Deutschen verwandte poetische Ader. Aber das Jenseits schaut überall herein –

Möcht wieder auf einem rosa Kanapee liegen und Jean Paul lesen,
Aber mein ungeborener Sohn am Fenster winkt...

Was der zerschundenen armen Seele Haringers fehlt, ist der Bauernoptimismus, mit dem Richard Billinger¹⁾ als ein Stier mit dampfendem Atem ins Dichterische einbricht. Wie ein ungeschlachter Pflug wirft der Huf die Scholle auf, aber die Furche gedeiht, trägt und prasselt die Frucht hin. Der brennende Schuh und die schwielige Faust, das ist die eine Seite; Gottvertrauen und Frömmigkeit die andere. Da-

¹⁾ Richard Billinger *Gedichte*, Inselverlag, Leipzig.

zwischen steht das Ahnenalte und Heidnische im Kreuzweg, im Nebelgesicht, vor allem in der magischen, quellenlockenden Kraft des Mondes; da steht stolz die Dienende wie ‚in geheimer Haft‘ dem Dienst verpflichtet als ruhelose Schaffnerin des Hauses, da steht ebenso stolz der Herr, der, vom Säen kommend, ins Zimmer tritt –

Die Hand ist noch zur Faust geballt...

 Um seine Spur die Dohlen schrein.
 Der Acker gab dem Leib die Macht,
 Ich kannte lang dies Königskinn,
 Den Blick für Gott, den Kämpfersinn,
 Den Trotz, der ihn zum Herrn gemacht...

Die Lebenden haben Recht. Sie schinden und rackern sich; die Toten gehören auf den Friedhof. Robusteste, unverfälschte Bauernart! Unantastbares Eigentum, Brotlaib und Wasserkrug, Messe und Maiandacht, Pfarrer, Teufel und arme Seelen. Das wirklich Böse aber ist das Weib! Geheime Kräfte kochen in der Pflanze, den Dämmer öffnet der Wetterstrahl –

Das Dorf sich in die Bäume duckt
 Vorm Blitz, der durch die Himmel zuckt;
 Die Felder wogen geisterhell
 Fernwo ein angstvoll Hundgebell.

Billinger soll ein Riese von Wuchs sein. Selbst Österreicher, stammt sein Urahn aus Bayern und « fremd schon lang » fühlt er in Rauflust, Geilheit und zornigem Eigenmut sich diesem eng verbunden. Wenn der unmittelbare Urlaut des Herzens nicht auf Dauthendey wiese – hier sein Bekenntnis zum Bayernschlag –

Donau Lob! Und Lob des Wassers Brand!
 Lob dir, wiesenduftend, ahnenheilig Bayernland,
 Lob auch Mann und Weib von Kraft umschauert,
 Ewig eurer Herzen Wollust dauert!

Er ist wie ein Berserker, trunken von Leben, dessen Kehle die Sprache wie Feuer von sich speit. Er kennt das Hohe und Niedere, das Gemeine und Heilige, kurz, die Welt. Ein Breughel der Sprache, gilt ihm eins wie das andere, das heisere Gurgeln als Klang der Arbeit, die stille Stimme als Ruhe der Nacht –

Die Grille lobet das Haus
 Die Stube beschauet die silberne Maus...

Maria, Notburga und Ursula sind die heiligen Schirmerinnen seiner

dämonischen Flur und so sind sie irgendwie immer im wetterwendenden Fruchtbarkeitswind, wie der Teufel ja von je im Kampf mit der Jungfrau legendarischen Ausweis hat –

Es liegt auf allen Wegen
Der nacktgewaschene Stein,
Himmlische Stürme fegen
Die Welt vom Satan rein...

Es gibt ein Märchen: *Der zarte Riese*. Muß man daran nicht denken, wenn mit der ‚Genesenden‘ das Lied entschwebt –

Holde Winde,
Ach, ich binde
Mich an euren Hals!

Nur im Mitteldeutschen konnte es geschehen, daß dem Lachen als einem Rauschattribut sein lyrisches Recht wurde, d. h. sein Recht auf den Vers. Das scheint mit Hinblick auf die Beliebtheit witziger Einfälle und Ausblicke, wie sie sich bei Busch und Morgenstern bis zum Weltanschaulichen steigern, eine Selbstverständlichkeit. Aber Lachen als die pointelose Gefühlstiefe zu geben, die den Humor als den Ausdruck der Lust auch zu dem des Leides macht, blieb Alfred Richard Meyer¹⁾ vorbehalten. Dauthendey's Lachen ist mit dem Frohsinn des fränkischen Landes und der sonnigsten Traubenberge der dionysische Führer, der die Freude in schmetternden Liedern und im Wein sublimiert. Meyer sieht Würzburg zuerst im Taumel, in dem sich windenden Barock, in dem studentischen Übermut und erotischen Erlebnis-trubel. Die Mark und das Frederizianische, das Berlin der Bettina und das des Kabarets geben einen Sprudel Lachgeists hinzu. Alte Kultur und moderne Schminke sind am Schaffen eines Hintergrunds tätig, da reißt ihn der Krieg in sein wirkliches Feld. So viel über diesen geschrieben worden ist, in allen Staffellungen vom Haß bis zum Hurra, es scheint, daß A. R. Meyer mit einer zum Lächeln verklärten Melancholie die brauchbarste Note für einen Zustand gefunden hat, der ebenso mit der Schuld der Menschen wie mit der der Götter beladen ist. Das Gesichtsfeld wird weiter, die belgische Gotik und die polnische Wildnis steigen auf. Wie ein Flockenwirbeln kommt ihm die Angleichung fernster Bilder und Gedanken; Metapher und Humor, als Jean Paulsches Erbe, überschneiden und durchdringen sich mit norddeutscher Melan-

¹⁾ A. R. Meyer *Die Sammlung*, Verlag A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf.

cholie und dem Mitleid der Kreatur. Die Löwen von Antwerpen, die schreienden Krähen, der torpedierte Walfisch, sie alle sehen den Krieg mit Lächeln. Die Tiere lächeln –

Ich bin die älteste Speicherkatze von Przemysl, ich bin schnell, ich bin schnell,
Wenn ich nachts durch die Mehlmagazine schleiche, ist es wie in einer Schneelandschaft
hell...

Das Kosakenpferd, der verwesende Kater, der zu einer Wolke wilden Mohnes wird – aus allen Tränen springt ein tröstendes Lachen, das ins Leise bis zur Zärtlichkeit verstummt. Als Armierungssoldat steht er in Polen. Sein Blick wird visionär wie der Flauberts beim Sturm auf Karthago –

Wir schufen eine neue Landschaft, sperren sie ab mit rostigen Drahtverhauen.
Abends in das Öl der versinkenden Sonne hoben wir hoch das Opfer unserer blutenden
Klauen...

Es ist hier, daß der Langvers seine flatternden Triumphe feiert; vor Sœur Cornu, Begine, tritt in die Zugluft der Tür der deutsche Landsturmmann –

Der jetzt groß und immer größer in dem kleinen weißen Zimmer steht,
Das aus hundert kleinen weißen Spitzen Brüssel, Brügge, ganz Flandern, Irland und
Venedig weht.

*

Die Hymne setzt den Helden, die Ferne und das Anbetungswürdige voraus. Helian, der tote Dichter und der Gföllberg sind beschworen im Werk von drei Sängern, die, den Psalm neu belebend, nicht nur Exponenten dieser Dichtungsart, sondern zugleich die einzigen und – das ist kein Zufall! – alle drei Österreicher sind. Auch wenn Trakl¹⁾ den Helian nicht geschrieben hätte, er wäre kein Hymniker geringeren Grades. Denn auch seine gebundenen Strophen tragen den hymnischen Zug – die idyllische Lauterkeit der Sinne: Brot und Wein als das Nährende; den schollenwüchsigen theokritischen Kontur der Gestalten: den Hirten und den Landmann, den jungen Novizen und die Nonne, den Magier und die schlanke Magd und das reine Tier; den ewigen Ort der Begegnungen: den See und den Hügel, den Markt und den Brunnen, die Hütte und die Kammer. Aber sie tragen auch alle

¹⁾ Georg Trakl *Gedichte*, Verlag Kurt Wolff, München.

den formalen Zug der Hymne: das verbindungslose, ungemörtelte Nebeneinander, ja das epische, nur von der Inbrunst erwärmte Nach- und Durcheinander der Farben von Blau und Braun, der Töne von Sonaten, Gitarren und Orgelklängen, der Gerüche von ‚Weihrauch, Teer und Flieder‘, sowie von Verwesung und Fäulnis. Dazu den seelischen Untergrund in den Abstufungen der Melancholie und des Leides: Sanftmut der einsamen Seele, Trauer, Schwermut und Wahnsinn. Also ein Elegiker? Rilkes Duineser Gesänge zeigen, wie sehr das Elegische nichts ist, als die von Tränen umtrübte Hymne. Weil auch Trakls Grundnote elegisch ist, ist sein Seelenrevier der Herbst, die alte Stadt, der Friedhof, und der Krötentümpel, sind seine Geschöpfe das im Dornenstrauch verendende Wild, die verwesende Mutter mit dem Kind und Auferstandene, « die sich auf Felsenpfaden begegnen » und das Antlitz der Toten am Fenster. Von da geht es auf unheimlichen Wegen zu Haringer. « Wie scheint doch alles Werdende so krank! » Spinnen suchen sein Herz und Engel stehen ‚mit kotgefleckten Flügeln‘. Trotz unheilbarer Umnachtung, mit der er geschlagen scheint wie sein ‚heiliger Bruder‘ Hölderlin, ist Helian der leise und harmonische Mensch. Der Park, die Terrasse und die sonnige Kammer für die einsamen Stunden des Geistes, der panische Mittag, die Vesper, der Abendwind und die Nacht für ebensoviele Zustände des Gemütes. Alles spielt sich im unteren Leben ab. Es sind Bilder über Bilder, aber wie in einem Schleier wogend, der Melancholie heißt. Was dieser verhüllt, ist eine vom Blitz gespaltene edle Urne, in der die eine Höhlung das stickige Wasser der Fäulnis hält, mit Wänden voll Aussatz, mit Fährnis von verpesteten Seufzern, blutigen Seuchen und Fieberhauch; eine Welt des Zerfalls, in der die braune Farbe herrscht. In der anderen Hälfte aber fängt sich im blauen Quell der blaue Abend, trinkt das blaue Wild und spiegelt sich die blaue Seele. Das sind die beiden Grundakkorde. Der wogende Schleier der Trauer und Betrübnis verwischt den klaffenden Riß und vermischt, soweit es geht, die trennenden Farben. Denn ist auch das Antlitz der Toten ernst, ‚die Seele erfreut *gerechtes* Anschauen‘. Der heliankranke Zug Trakls wurzelt in der zu großen Spannung von Reinheit und Unrat, von Seligkeit und Qual. Dem entspringt der Riß, der durch seine Bilder geht, das zu Hoch und zu Tief seiner Gemütswelt, der grüblerische Charakter seiner Form, der zwar das Hymnische ist und doch seine Verkehrung in die Nacht des Pessimismus. Das tragisch Rührende an dem Jüngling ist der Kampf gegen den Schatten. Er unterliegt. Nun wird die Farbe

lichtlos, in ‚schwarzer Erde‘, in ‚schwarzer Verwesung‘, in ‚schwarzer Novemberzerstörung‘ –

In schwarzen Wassern spiegeln sich Aussätziges,
Oder sie öffnen die kotbefleckten Gewänder,
Weinend dem balsamischen Wind der vom rosigen
Hügel weht...

Es ist eine bewußte Symbolik der Sinne, die der von Dauthendeyes
Vierklang in nichts nachsteht. Aber sie ist überschatteter –

Gottes Stirne Farben träumt,
Spürt des Wahnsinns sanfte Flügel.
Schatten drehen sich am Hügel
Von Verwesung schwarz umsäumt...

Aus den zwei Seelen seiner Brust heraus hat er nach verschiedenen Seiten gewirkt, vornehmlich auf Österreicher, auf das wimmernde Herz Haringers und auf den fluchrot ertrotzten Lebensmut Billingers.

Aber auch, und wieder einem Österreicher, dem Eklektiker unter den im Rang Hohen hat Trakl zu den blinkenden Sporen verholfen: Alexander Lernet-Holenia.¹⁾ Lernet! Das ist sein Anfang. Also lernet Trakl, lernet Rilke, lernet Carossa, lernet Hofmannsthal! Er ist ein Dichter von beängstigendem Einfühlungsvermögen, ein solcher, der jede Forderung nach neuem Ton, neuer Weltanschauung und neuem Lebensgefühl zuschanden machen kann. Zweifellos gehörte er unter den guten Mittelschlag, wenn es bei dieser Nachschaffung wertvoller Substanzen sein Bewenden hätte; aber, wenn einer, so hat er seinen Namen verdient: lernet Holenia! ist eine Forderung an die Zukunft. Denn was die Herrschaft über die Hymne angeht, steht er vollkommen einzig unter den Neuen. Er rundet das Harte an den Gesängen Hölderlins und hämmert das Weiche an den Elegien Rilkes, schiebt sie ineinander, verwebt und verwandelt sie und, siehe da! eine wie aus dem Boden gestampfte Form, sowohl was die große rednerische Führung, die die Gewalt des Rühmens sichernde Hochspannung des Atems, die überraschende Pause, den sicher treffenden Einschlag und den das ganze überflammenden Blitz angeht. Unter dieser dynamischen Musik der Bilder aber jubelt es und weint es; rauscht es wie das Blut zwischen den Bäumen, klopft es wie das Herz zwischen dem Regen –

¹⁾ Alexander Lernet-Holenia *Das Geheimnis St. Michaels*, Verlag S. Fischer, Berlin.

Ist's nicht um dich, daß
 Unter dem seidenen Himmel, fast
 Wie im Frühling,
 Die Traufen jetzt
 In der gelben Sonn' so gehn
 Und weinen vom niedrigen Burg-Dach
 In diesem Kärnten,
 Und wenn von den Ställen wo
 Der Brunnen noch im Stroh steht
 Und, mit modernden Blumen,
 Von Wasser der Garten glänzt,
 In die Augen steigend ein
 Scharfer Rossedunst weht,
 Kommen einem die Tränen...

So die Klage um Rainer Maria Rilke auf Erden. Anders im Himmel!
 Da standen zum Willkomm -

Die Edeling
 Samt ihren Bastarden und Damen,
 Totblassen wie Tuberosen,
 Mit sausendem Seidenrauschen,
 Von den Rängen des Himmels auf...

Seine Domäne ist die feudale der Staufeu, der Kreuzzüge und der
 Kirche. Der Himmel, wie bei Homer, ist ein kaiserlicher Jagdwald -

Es sind aber wie mit Jagd-
 Hunden, die Heiligen
 Dahin in die wild-
 Riechenden Himmel, ist
 Doch Kronen ähnlich
 Und Hirschen das Hohe

Da sind auch
 Die bleibenden Weiber, so
 Järgergeliebt,
 Die Heiliginnen.
 Denen blüht
 Aus ihren Hemden
 Die Schulter der Schmerzen
 Wie Rosen
 Und Elfenbein!
 Den schönen
 Personen!

Er schafft, selbst ein Mischling der Musen, eine neue Gattung der
 Dichtung, in der er das Tempo und die Wärme episiert. Wie ganz mit
 dem Herzen gehend ist der Wechsel von Lang- und Kurzvers bei ihm,
 mit der Cäsur und dem aufteilenden Rhythmus und der überraschenden
 Wendung, die ihm oft wie ein schwebender Erker am Haus hängt,
 den Blick vielseitig öffnet und den Bau anmutig abschließt. Dies das
 Gerüst! Darüber ist ein glänzendes Etwas gespannt, eine lyrische Seide.
 ‚Wie Haut sind die Hymnen‘. Darunter aber ist das Farbige, das Durch-
 schimmernde und das Duftende zu riechen. Denn die Frauen sind
 robuster als die Rilkes, sie sind keine Engel, und, es sei denn in der
 Groteske, keine Hexen, ‚diese hübschen Kanailen‘. Ja, wenn die Kaiser
 ritten, so kamen sie -

Auf kindischen Stuten,
Den Mädchen unter den Pferden,
Die sich bogen, als
Lachten sie unter den Sporen auf...

So ist das Bild bei ihm rosige, wogende Fleischeslust, wie der Wille
ein weltbehahender Heißsporn in Tartsche, Sturmhut und Leder -

Das Sehen dahin, und die Tränen dahin,
Und der blaue Himmel im Sinn!

(Wird fortgesetzt.)